

Die Wunder
der
Thierwelt.

Naturscenen und Gemälde aus dem Thierleben

in der

Widniß beider Hemisphären.

Für die reifere Jugend.

Mit zwölf colorirten Stahlstichen.

Nürnberg.
Verlag von P. C. Geißler.

(1855.)

Inhalt:

	Seite
Die wilden Thiere in der Wüste Sahara	1
Thierleben im brasilianischen Urwalde	17
Jagden der Indianer im nördlichen Amerika	57
Der Robbenschlag	71
Das Flusspferd	87
Jagdbilder aus Hindostan	99
Die Gemsenjagd	121

Jagdbilder aus Hindostan.

Jagdbilder aus Hindostan.

Wir führen unsere jungen Freunde in das wunderbare Land der ältesten Mythe der Welt, in das Land, von welchem aus sich der Urfang der Kultur über die Menschheit verbreitete, und von dessen ehemaliger Herrlichkeit kolossale Denkmäler Zeugniß geben, in das paradiesische Reich, wo die Natur aufs großartigste ihr Füllhorn ausschüttet, wo die tropische Vegetation der Pflanzen- und Thierwelt aufs üppigste wuchert — nach Ostindien. Nördlich von dem riesigsten Gebirge der Welt, dem Himalaya, begrenzt, sind die beiden großen Halbinseln, welche das Land bilden, von den Wellen des Oceans umspült, und während Indiens Alpen durch die kalten Luftströme, welche sie dem Süden zuführen, eine gesunde, frische Temperatur verbreiten, bestreicht milde Seeluft das Flachland und kühlt die von der tropischen Sonne erhitzten weiten Ebenen. Dem Gebirge entquellen klare Gewässer, die zu mächtigen Strömen anwachsen, die größten sind der Indus und der heilig gehaltene Ganges, die mit ihren Nebenflüssen den Segen der Fruchtbarkeit spenden. Unermessliche Wälder voll der köstlichsten und seltensten Baumarten, welche nur in diesem Himmelsstriche vorkommen, und welche ihre Ausläufe in dem auf sumpfigem Boden wachsenden dichten Unterholze (Dschungeln) haben, bergen in Masse die eigenthümlichste Bevölkerung, darunter jene Kolosse der Thierwelt, die in ihrer Wildheit der Schrecken der kultivirten Umgebung sind, wenn sie ihre Verstecke verlassen und in den Bereich der Menschen kommen, um zu rauben und zu verwüsten.

Hindostan ist das Reich des prachtliebenden, verweichlichten und in üppiger Schwelgerei lebenden Radschah (Fürsten), des heiligen, allen Ständen bevorzugten Braminen bis zum aus der menschlichen Gesellschaft verstoßenen Paria,

an deren Religion, Kastenwesen, Sitten und Gebräuchen die brittische Oberherrschaft, welche sich dieses Land zum größten Theile unterwarf, wenig oder gar nichts zu rütteln vermochte, das, in der Masse seiner Bevölkerung den Einflüssen des Abendlandes unzugänglich, die Stufe der Bildung nicht verläßt, auf der es schon vor Jahrtausenden stand. Während in prächtigen Palästen ein Heer von Sklaven dem unumschränkten Gebieter dient und immer neue Genüsse, um die Lüfte des Ueberfüllten zu befriedigen, ihm zu Gebote stehen, ein Wink von ihm über Leben und Tod von Tausenden gebietet, begnügt sich der gemeine Hindu, dem ein weißes Tuch, um Kopf und Schultern gewunden, hinreicht, die Blöße zu bedecken, in den Dörfern oder an einsamen Wohnplätzen mit einer Hütte aus Bambusrohr und Lehm, mit Palmblättern gedeckt, welche er, wie sein Feld, umzäunt, damit es gegen die Einfälle wilder und reißender Thiere dürftigen Schutz gewährt.

Wohl sind die an den Ufern der Ströme gelegenen Niederungen die gesegnetsten und fruchtbarsten. Die Natur hat sich hier in ihrem Reichthum überboten. Wogende Reisfelder bedecken den Boden, eine Pflanzenfülle, wie sie die tropische Sonne nirgends in der alten Welt erzeugt, die köstlichsten Gewürze, Gewürznelken, Pfeffer, Muskatnüsse, Cardomomen, Ingwer, Zimmt, hauchen aromatischen Duft aus, die herrlichsten Früchte haben hier ihre Heimath; aber im Schilfe lauert der Gavial, das gefräßige Krokodil, das aus dem Schlamm, in dem es sich wälzte, hervorschießt, um sich das Menschenopfer, welches unvorsichtig ihm nahe, zu holen; in die Hütten schleicht sich giftiges Gewürm, aus dem Dickicht der Urwälder und dem Gestrüpp der Dschungeln brechen Rudel von Elephanten, um mit ihren gewaltigen Füßen zu zerstampfen, was ihnen nicht zum lederen Fraße dient, und wehe, wenn der Löwe, der Tiger und das andere Wild vom grimmen Raubgeschlecht aus seinem Versteck mit lechzender Zunge nach dem Wasser geht! — Auf ihrer mit Blut bezeichneten Spur schonen sie nichts Lebendes, es fällt ihnen zur Beute, wenn nicht die tödtende Waffe oder die List des Menschen, der sich seiner Feinde zu erwehren sucht, sie erreicht.

Versuchen wir, diese Thierwelt im Einzelnen zu schildern; ihr Leben in der Einsamkeit, sie selbst im Kampf unter sich und mit dem Menschen.

In Heerden zu mehreren hundert Stück durchzieht der Elefant in der Wildniß die Urwälder sowohl des indischen Festlandes, als der größeren Inseln,

Ceylon, Java, Borneo, Sumatra. Kommen diese Kolosse auf ihren Wanderungen in das Flachland, so nehmen sie die Weibchen mit den Jungen in die Mitte; ein älterer Elefant führt sie an. Wasserreiche Gegenden suchen sie auf, denn sie baden sich gerne; Feuchtigkeith ist ihnen nothwendig, um die trockene Haut zu nezen, welche sonst rissig wird; sie schwimmen mit Leichtigkeit und große Ströme sind ihnen kein Hinderniß auf ihren Zügen.

Wahrhaft fürchterlich ist es, diese Ungeheuer durch das Dickicht brechen zu sehen, wenn sie sich über die Fläche verbreiten und in die Reis- und Zuckerselder einfallen, Aeste von Mannesstärke mit ihrem Rüssel von den Bäumen brechen, als wären es Strohhalme, und sonst die größten Verwüstungen anrichten. Die stärksten Umzäunungen und sonstigen Pfahlwerke weichen ihrer Kraft und die unbewehrten Einwohner fliehen vor den Zerstörern. Dieselben Thiere aber, welche in ihrem wilden Zustande die Geißel des Landes sind, werden gezähmt und sind die nützlichsten Hausthiere, gelehriger und verständiger als der Hund, lenksam dem Willen eines Kindes folgend. — Mit ihrer ungeheuren Kraft bewegen sie die schwersten Lasten, unter dem Baldachin, auf ihrem breiten Rücken, der mit köstlichem Teppich behängt ist, ruht der Kabob und läßt sich in feierlichem Aufzuge durch die Straßen tragen, im Kriege, auf der Jagd gegen die reißenden Thiere, ja im Einfangen von wilden Elefanten leisten sie die besten Dienste.

Zu gewissen Zeiten werden die wilden Elefanten in ihren Verstecken von den Eingebornen aufgetrieben und durch große Feuer, welche in ihrer Nähe angezündet werden, in die Dschungeln geschleucht, wo sie die Jäger erwarten. Diese Elefantenjagden sind von den Rajah's oder von dem europäischen Gouvernements veranstaltet, Monate lang werden Vorbereitungen hierzu getroffen und Tausende von Menschen werden aufgeboden, um den Erfolg der Jagd so sicher und so glänzend als möglich zu machen. Der abgerichtete Elefant aber muß seine wilden Brüder in die Falle locken. Man sucht die letzteren zu vereinzeln und in besonders hiezu angelegte Schlupfwinkel zu treiben, wohin sich ihnen der abgerichtete Elefant mit den Jägern unter Leitung des Führers (Cornak) nachdrängt. Der Gejagte verwickelt sich im Gestrüpp; leicht ist es, ihm Seile unter die Füße zu werfen, in denen er sich fängt und bewältigt wird. Bald gewöhnt er sich, wenn er ausgetobt hat, an sein neues Loos, ein paar Monate reichen oft hin, ihn zu Dienstleistungen abzurichten.

Die unwiderstehliche Stärke des Thiers bekundet seine imposante Gestalt und seine Größe. Es erreicht eine Höhe von 15 bis 18 Fuß, den gewaltigen, tonnenförmigen Leib, welchen eine rauhe, unbehaarte Haut deckt, die nur an den Weichtheilen des Bauches verletzbar ist, stützen säulenförmige Beine; der Kopf mit den kleinen Augen und den langen Schlappohren scheint mit den Schultern verwachsen; die beiden gewaltigen Stoßzähne und der Rüssel, mit welchem er jede Bewegung vornimmt und vermittelt dem er die gewaltigste Kraft entwickelt, sind seine Waffe. Mit dem fingerartigen Fortsatz des Rüssels vermag er die kleinsten Gegenstände zu erfassen. — So plump der Elephant auch in seinem Aeußern erscheint, so bewegt er sich doch mit Leichtigkeit. Im Kampfe ist er fürchterlich, er erschlägt den Gegner mit dem Rüssel, durchbohrt ihn mit den Stoßzähnen und zermalmt ihn unter den mächtigen Füßen. Doch nicht immer. Wir geben hier die Erzählung eines solchen Vernichtungskampfes aus dem Munde des alten Malayen Radschid, wie wir sie durch den Missionär Gruber, welcher ihn in seine Dienste nahm, erfuhren.

Ein freundlicher Dank und eine wohlgefüllte Büchse mit Areka, welche der alte Mann für vollbrachten Botengang eines Abends von dem Missionär erhalten hatte, machte den sonst so wortfargen Buschläufer guter Laune, und es fiel dem Geistlichen nicht schwer, ihn auf das, was ihn besonders interessirte, die Wildniß und ihre Gefahren, zu bringen. Was er sprach, war glaubwürdig; daß bei manchen Jagdabentheuern seine Person eine Rolle gespielt hatte, bewies sein benarbter Körper. Er begann:

„Als ich einst nach Cenloopers jagen ging — aber, Pastor“, unterbrach er sich, „wißt Ihr auch, was das für Thiere sind?“ —

„Nein, aber Ihr werdet mich darüber belehren!“ entgegnete der Missionär.

„Freilich,“ sprach der Malaye, „Ihr könnt das nicht wissen, doch wißt Ihr, daß wir unsere Elephanten zum Dienst alle wild einfangen, sie erst zähmen und dann abrichten. Nun sind aber nicht alle Thiere zu brauchen, vielmehr zeigen manche gefährliche Eigenschaften und eine Wildheit, die aller Bemühung, sie zu zwingen, spottet. Solche Thiere läßt man als unnütz wieder laufen. Aber es ist, als ob sie dann auch von den andern wilden Elephanten ausgestoßen wären, denn diese nehmen sie nicht wieder in ihre Gesellschaft auf, sondern jagen sie fort, weil

sie nichts mehr mit ihnen gemein haben wollen. Solche ausgestoßene Thiere durchstreifen erboßt die Wildniß, und wehe demjenigen, der ihnen lebend in den Weg kommt, denn da sie während der Gefangenschaft die Scheu vor den Menschen verloren haben und von Natur bössartig sind, so hat die letzte Stunde demjenigen geschlagen, den sie erreichen können. Nichtsdestoweniger wird auf sie Jagd gemacht, um sie zu erlegen und ihrer Haut und ihrer Zähne habhaft zu werden, denn einen weitem Nutzen gewähren sie nicht. — Das sind die Cenloopers. Ich erlegte ihrer mehrere, als ich mich in Slam aufhielt. Einst stellte ich einem besonders gewaltigen und gefährlichen Thiere dieser Art nach, dessen Spur ich schon lange vergebens verfolgt hatte, denn sie leitete stets nach weit entlegenen und abgesonderten Sümpfen, wohin die Elephanten-Rudel nie gehen, weil sie die dort hausenden Nashörner und Gaviale fürchten. Da ich selbst nicht Lust hatte, mit diesen Ungeheuern anzubinden, so war ich auf meiner Hut und nahm meinen Aufenthalt in einem dichten Gebüsch am Saume eines Palmenwaldes, wo der Boden ziemlich trocken war und keinen Anziehungspunkt für jene Feinde bot. Ermüdet von der anstrengenden Wanderung durch die Dschungeln war ich kaum eingeschlafen, als mich ein entsetzlicher, posaunenartiger Ton aufweckte, an welchem ich sogleich die Nähe des von mir verfolgten Elephanten erkannte; dieser Ton hatte aber etwas so zorniges, dabei ängstliches, daß das Thier durch etwas Besonderes dazu veranlaßt sein mußte, ihn auszustoßen. Ich erhob mich, griff so schnell als möglich nach meinen Waffen und erkletterte einen der stärksten und höchsten Palmbäume."

„Der Anblick, der sich mir nunmehr darbot, war ein furchtbarer. Kaum fünfzig Schritte von dem Baum, der mir zum Schutze diente, stand der von mir aufgesuchte Elefant, den Rüssel zum Schläge erhoben, bald heftig schnaubend, bald ein wüthendes Geschrei ausstößend. Seine Ohren waren ein Zeichen seiner Angst und Wuth — in heftiger Bewegung klappte er sie laut und auf nieder, und indem er seine plumpen Hinterfüße fest an einen Baumstamm preßte, um sich rückenfrei zu halten, richtete er nach vorn seine Blicke auf einen Gegenstand, den mir die Sumpfpflanzen noch verdeckten, die hier in bedeutender Höhe aufgeschossen waren. Doch vernahm ich ein schweinartiges Grunzen und ein schweres Stampfen in dem Geröhrig, sowie das Wühlen eines plumpen und schweren Thiers in dem Schlamm. Ich wußte nun, woran ich war, zwei kolossale Gegner hatten sich hier getroffen, ihre Wuth und Erbitterung bei einer solchen Begegnung konnte

ich mir denken; ich wußte, daß der Elephant von einem Nashorn, dem er ins Gehege gekommen, gestellt worden war; ich konnte voraussehen, daß die erbitterten Riesen einander nicht lebend vom Plage lassen würden, und sah mit der größten Spannung auf den Ausgang dieses Schauspiels, obgleich ich keineswegs in meinem Zufluchtsorte sicher war, da der mehr als schuhdicke Palmenstamm, in dessen Krone ich saß, für den Anprall jedes andern Thieres zwar hinreichend Widerstand geleistet hätte, aber doch ein Spielwerk für die Kraft der Kolosse war; drängten sie sich in der Wuth des Kampfes, wenn er sich hieher ziehen sollte, an den Baum, so brach er wie Spreu unter der Wucht ihres Leibes zusammen und ich wäre verloren gewesen.“

„Glücklicher Weise bewährte sich meine Befürchtung nicht, denn nachdem sich beide Gegner ziemlich lange gemessen und einander bedroht hatten, fuhr zuerst das Nashorn von seinem Lager auf, und ich sah es, die Luft mit geräuschvollen Zügen ein- und ausschnauend, den Kopf wild umherwerfend, rasend auf den Elephanten zustürzen. Beide Thiere stießen ein schmetterndes Gebrüll aus, und dumpfes Krachen der riesigen Glieder bewies, wie hart sie an einander gerathen waren. Der Elephant versuchte seine gewaltigen Zähne in den Leib des Nashorns zu bohren, allein die dicke Haut desselben widerstand; dennoch war der Stoß, den es von dem auf ihn anrennenden Ungethüm erhielt, so gewichtig, daß es stürzte und wie ein ungeheurer Sack die kleine Anhöhe, wohin sich der Kampf jetzt gezogen hatte, hinabrollte. Der Elephant schien in dem Wahne, seinen Gegner getödtet zu haben, und setzte sich sogleich in Bewegung, um seinen Sieg durch Vernichtung des Feindes zu vollenden. Schon stand er über dem betäubten und auf der Seite liegenden Nashorn, faßte mit dem Rüssel dessen in die Höhe stehenden einen Vorderfuß und wollte ihm die gewaltigen Zähne in den Leib stoßen, als das Nashorn sich der Schlinge, welche sein Bein gepackt hatte, durch einen gewaltigen Ruck entzog, durch eine rasche Krümmung sich der Stoßzähne erwehrt und dann plötzlich mit einer unbegreiflichen Gewandtheit, welche ich dem plumpen Thiere nicht zugetraut hätte, auf den Füßen und unter dem Bauche des Elephanten stand. Dadurch erhielt es den fürchterlichsten Vortheil über diesen; im nächsten Augenblicke hatte es dem wild ausschreienden Elephanten sein Horn von unten auf in den Wanst gestoßen und denselben derart aufgerissen, daß die Gedärme des unglücklichen Genloopers herausquollen und eine Masse von Blut den Boden überströmte. Der Elephant stürzte todt zusammen, das Nashorn



beschoberte den gefallenen Gegner wie ein Hund, während dieser noch in den letzten Zuckungen versuchte den Rüssel zu erheben, und entfernte sich dann langsam und schwerfällig, wahrscheinlich an den empfangenen Wunden leidend, nach den Sümpfen.“

„Bald umkrochen riesige Gaviale den todten Elephanten, rissen ihm zuerst die Gedärme aus dem Leibe und verschlangen sie mit wilder Eier. Der laute Schall ihrer zusammenklappenden Kinnladen zog nach und nach eine ganze Gesellschaft dieser Bestien zu dem fetten Fraße herbei, und ich benutzte die Gelegenheit zum Rückzuge, welche mir ihre Beschäftigung bot, um mich durch schnelle Flucht ihrer schrecklichen Nähe zu entziehen.“

Mit diesen Worten beendete der Malaye die Erzählung seines Abentheuers. Im Gegenhalt zu dem gelehrigen Elephanten, der vermöge seiner Klugheit und Geschicklichkeit offenbar die erste Stelle unter den intelligenten Thieren einnimmt, ist das Nashorn das Abbild der Dummheit. Träge und schwerfällig, den Kopf mit dem matten Auge gesenkt, daß es mit der Nase fast den Boden schleift, schreitet es daher. Nur kampflustig gegen den unvermuthet erscheinenden Feind, weicht es ihm aus, wenn es ihn wittert, und verbirgt sich in den Dschungeln, wohin ihm Niemand zu folgen versucht. Selten leben sie in Heerden beisammen; häufig paarweise. Seine dicke, leberartige Haut, welche für eine Musketenkugel undurchdringlich ist und deshalb auch ihre Verwendung für Ueberzüge der Schilbe findet, sowie das Fett, was aus seinem Schmerleib gewonnen wird, machen es zum Gegenstande einer allerdings sehr gefährlichen Jagd, im lebenden Zustande ist es jedoch zu nichts zu gebrauchen. Man tödtet es durch Dschingals, eine Art großer Flinten, welche sechs Loth schwere Kugeln schießen, und sucht sie im Auge, der Brust oder sonst an leicht verwundbaren Stellen zu treffen. Fallen sie in kultivirte Gegenden ein; was wohl zuweilen geschieht, so sieht man sich genöthigt, die Bevölkerung eines ganzen Distrikts gegen sie aufzubieten, denn die Verwüstung, welche sie in den Feldern anrichten, ist fürchterlich; pflanzenfressend, wie der Elephant, genügt ihnen nicht der ledere Fraß, welchen ihnen die bebauten Aecker bieten, sie reißen mit ihrem Horn den Erdboden auf, wälzen sich in den Plantagen und zerstampfen, was ihnen unter die unförmlichen Beine kommt.

Wie anders der Elephant! der Kolos, ohne den wir uns die Größe und die Pracht indischer Herrlichkeit kaum denken können, der Gegenstand der

Verehrung der Hindu, welche in ihm nach den Lehren des Buddha, ihres höchsten Wesens, das Symbol des höchsten Wissens finden, das Zeichen der Souverainität der indischen Fürsten, in deren Hofhaltung sie seit undenklichen Zeiten nicht fehlen dürfen, das nützliche Hausthier, bei welchem selbst der Arm und die Hand des Menschen durch den Rüssel und seinen fingerartigen Fortsatz ersetzt ist. Mag vieles, was von der Klugheit des Elephanten erzählt wird, übertrieben sein, so kann doch aus dem fest Erwiesenen sein hoher Grad von Gelehrigkeit und Klugheit nicht angezweifelt werden. Das Mitgefühl des geselligen Thieres gegen seine Wärter, die Anhänglichkeit gegen dieselben, welche sich in Liebkosungen und Gehorsam ausdrückt, indem es ihre Befehle fast schon im Voraus erräth und sofort ausführt, wenn sie sich sein Vertrauen zu gewinnen wissen, ist allbekannt, dagegen aber auch sein Widerwillen gegen muthwillige Neckereien, die ihn zur höchsten Wuth reizen können, und vielen Vorwizigen schon das Leben kosteten. In diesem Falle macht es das volle Recht seiner Stärke geltend.

Wenn der Elephant, einmal unter der Herrschaft des Menschen und ihm unterthan, dazu dient, seines Gleichen im wilden Zustande aufzutreiben und zum Fange derselben wesentlich beizutragen, so ist er der geschworne Feind der reisenden Thiere, welche, eine Geißel der Menschheit, ihre Verstecke nur verlassen, um Tod und Verderben in ihrem Gefolge zu verbreiten. Der grimme Löwe, der blutdürstige Tiger, findet in dem Elephanten seinen Gegner, der unter der Leitung seiner Führer sie aufsucht, den Kampf mit ihnen besteht und sie vernichtet.

In den feuchten Tiefen der Urwälder, in welche der Eingeborne nur selten eindringt, weil er die stinkenden Nebel der Sümpfe, die tödtlichen Pestdämpfe, welche sie aushauchen, fürchtet, birgt das Geklüft das Lager des Tigers, wo er mit seinen Jungen haust, und von wo aus er seine Raubzüge macht, um die noch zuckende Beute in sein Bereich zu schleppen. Aber in diesen Prachtwäldern, wo der Balsambaum wächst, dessen kostbares Del die Schmerzen lindert und Wunden heilt, und der Kampherbaum, aus dessen Rinde das treffliche Harz träufelt, werden die seltenen Stämme niedergeschlagen, welche das wohlriechende Adlerholz liefern, das mit Gold aufgewogen und in Hindostans Sözentempel zum duftenden Opfer verbrannt wird; kühne Abentheurer, welche den Gefahren dieser geheimnißvollen Wildniß trogen, fällen die Ebenholz- und andere kostbare Bäume, welche die Stoffe zu den feinsten Arbeiten liefern. An diese Schätze müssen sie

ihr Leben setzen. Beständig bedroht von den entsetzlichen Gefahren, die scharfen Sinne immer wachhaltend, müssen sie sich, um zu ihrem Ziele zu gelangen, gleich dem Fuchs durch die Dschungeln, durch das Dickicht hindurchwinden, fortwährend in Gefahr von dem Tode, der in tausend Gestalten auf sie lauert, auf die gräßlichste Weise ereilt zu werden. Sie sind es, welche uns mit jenen entsetzlichen Szenen bekannt machen, welche durch die einander beständig bedrohenden eigentlichen Fürsten der Wälder hervorgerufen werden, und die uns Zeugniß geben von dem unheimlichen Treiben in der Wildniß.

Von diesem nur ein Beispiel. Ein Eingalese, der sich in die Tiefe jener Wälder gewagt, erzählte:

„Da mir der Abhang in die Schlucht, welche mich von dem Walde auf der andern Seite trennte, unersteiglich schien, so versuchte ich es, mir einen Weg durch die Dschungeln weiter aufwärts zu bahnen, denn dort schienen die Wände des Abgrundes weniger steil und gefährlich. Allein ich wagte dabei mein Leben, denn ich hatte bemerkt, daß hie und da in dem stacheligen Genist dürre, abgestreifte Häute der Brillenschlange hingen, und der Wind, welcher von droben herabwehte, trug mir den fagenartigen Gestank zu, mit dem die Ausleerungen der Tiger die Gegend weit um ihr Lager erfüllen. Dennoch konnte ich nicht bleiben, wo ich war, denn es sank die Sonne und ich mußte meinen Platz, an welchem ich mich sicher befand, zu erreichen suchen, ehe es Nacht wurde, sonst wäre es um mich geschehen gewesen. Ich drang also frisch in das Dickicht ein und suchte soviel als möglich alles Geräusch beim Niedertreten des Unterholzes und des Gerährigs zu vermeiden. Nicht lange schlüpfte ich durch das fast zehn Fuß hohe nasse Gras, so raschelte es rechts vor mir; eine riesige Cobra richtete sich pfeilschnell und mit wildem Zischen empor. Gefaßt auf solche Feinde, deckte ich mich schnell vermittelst meines linken Arms, den ich mit dem wollenen Mantel umwickelt hatte, in welchen sich die Schlange verbisß. Mit dem Kris, den ich in der Rechten hielt, schlugte ich dem Wurme die Kehle auf, daß er sich zuckend auf dem Boden wand, und setzte ungehindert meinen Weg weiter fort. Aber bald war ich auf einer jener ekelhaften Stellen, welche zu dürr sind, als daß dort Gras wachsen könnte. Hier war der heiße, nackte Boden mit großen, platten Steinen bedeckt, zwischen welchen gelber Sand sich zeigte; Skorpione und Tausendfüße krochen hier in Menge umher. Diesen auszuweichen, mußte ich aber-

mals die Richtung meines Weges ändern, und ich kam nun dem Theile des Genistes näher, woher der häßliche Geruch vom Winde getrieben wurde.“

„Ich lockerte mein Messer in der Scheide und legte mich zur Erde, um mit großer Vorsicht durch die Dschungeln zu kriechen. Als ich vielleicht hundert Schritte weit gekommen war, hörte ich das mir wohlbekannte Quicken der jungen Tiger, und ich lauschte aufmerksam, ob ich nicht die Nähe des alten zu fürchten hätte. Allein ich vernahm nichts. Sicher hierdurch gemacht, hoffte ich mich an der gefährlichen Stätte vorbeischieben zu können, und diese Absicht wurde in dem Theil des Dschungels, in welchem ich dem Lager näher kam, dadurch begünstigt, daß das hohe Schilf ein förmlich verschlungenes Dach bildete. Plötzlich aber erblickte ich, nachdem ich schon an der gefährlichen Stelle vorüber zu sein vermeinte, weil sich der Graswuchs zu lichten begann, die auf der Erde lang ausgestreckt liegende Tigerin, welche ihre drei Jungen säugte. Ihr Lager war ein etwa zwanzig Schuh ins Gevierte enthaltender Platz am Fuße eines Abhangs, auf dessen Höhe sich ein einzelnstehender ungeheurer Feigenbaum befand. Das Gras auf dem Raume, wo die Thiere lagen, war gänzlich niedergetreten und bildete ein weiches Lager, bedeckt mit dem Koth von denselben und unzähligen Knochen, welches zusammen den pestilenzialischen Gestank verbreitete. Die Tigerin war eine der größten ihrer Gattung; sie schlief, auch schien sie vom letzten Mahle noch gesättigt; der Wind wehte mir entgegen, hätte sie meine Spur gehabt, so wäre ich verloren gewesen. So konnte ich mich noch zurückziehen und die Anhöhe gewinnen, vielleicht sie mit meinem Rohre von dort aus erlegen, denn der rechte Jäger läßt sich eine solche Beute nicht entgehen, stünde auch sein Leben dabei auf dem Spiele; traf die Kugel nicht, so war ich die Beute des Unthiers.“

„Ueber den Abhang gebogen, konnte ich das Lager überschauen. Die Jungen umspielten die Mutter; eben war eines auf den Rücken derselben geklettert, als ich aus seiner Schnauze ein Gebläse, ähnlich dem einer gereizten Katze vernahm; seine Augen standen glühend im Kopfe und starrten rechts empor nach einem Gegenstande, welchen ich nicht zu sehen vermochte. Bald belehrte mich ein lautes Zischen über die Angst des jungen Thiers. Die Tigerin erhob den Kopf, entsetzt öffnete sie den Rachen bis zum Schlund und ihrer Brust entfuhr das furchtbare Knurren, welches den erwachenden Grimm dieses Thieres anzeigt. Eine Schlange erhob sich seitwärts; ihre Augen glühten gleich Karfunkeln, starrten nach der

Gruppe der Thiere, und während die jungen Tiger sich unter dem Bauche ihrer Mutter vor dem gefürchteten Feinde zu verbergen suchten, fuhr die Tigerin plötzlich mit ungeheurer Schnelligkeit auf und hieb mit den Bordertagen nach der Schlange, um diese mit einem Schlage zu zermalmen. Aber die Gegnerin wich aus; ihr Hals schwell an und ihr langgestreckter Leib spannte sich wie eine Stahlfeder zum furchtbaren Angriff. Der Tiger stuzte; er legte die Ohren zurück und duckte sich, um den gefürchteten Biß zu pariren. Er ließ wieder sein heiseres Knurren vernehmen, das sich zum markerschütternden Gebrüll steigerte. Plötzlich fuhr die Schlange wie ein Blitzstrahl nach ihm herab und der Tiger nach ihr empor; ihre Zähne hatten ihn oberhalb der Brust getroffen, aber eben so schnell lag sie zersezt unter seinen Füßen; in wüthendstem Grimm würgte er die blutenden Theile in den dampfenden Schlund hinab. Dann legte sich das Raubthier knurrend nieder, es leckte sich die breiten Tazen vom Blute der Schlange rein und lieblosete dann, scheinbar ruhig, seine Jungen, welche wieder an den Zitzen zu saugen begannen. Aber auf einmal ward es unruhig, es schüttelte den Kopf, rieb sich mit der Taze das Gesicht und suchte mit der langen, blutrothen Zunge jene Stelle zu erreichen, wo es von der Schlange gebissen worden war. Seine gewaltigen Glieder zitterten, wie von innerem Krampfe zusammengezogen wand und krümmte es sich, es richtete sich auf, schüttelte die Jungen wild ab, brüllte und taumelte wie trunken umher, stürzte, wühlte mit dem Haupte in der Erde, kam wieder auf die Füße, brach in ein entseztliches Wehgeschrei aus und sank abermals wie vom Blitz getroffen zusammen. Sein Stöhnen war fürchterlich, der Leib hob und senkte sich, röchelnd versuchte der Tiger vergebens nach Luft zu schnappen, er wälzte sich im gräßlichsten Todeskampfe auf dem Rücken und verwundete sich mit den Krallen, die er sich selbst in die Seite schlug, als wollte er die Ursache seiner Schmerzen aus dem Leibe entfernen. Auf einmal wurde er still, seine Muskeln erschlafften, noch einiges Zucken in den Gliedern und er hatte verendet."

„Die Jungen sahen winselnd diesem Schauspiele zu. Sie schnobberten noch am dem Leichname ihrer Mutter, als ich, meinen Platz verlassend, hinzukam; ein paar Kolbenschläge tödteten sie. Das Fell der erlegenen Bestie aber nahm ich mit mir.“

Nicht allein die kühnen Waghälse, welche ihre Haut in den Wäldern zu Markte tragen, wie unser Erzähler, sind den Angriffen dieser Erbfeinde des Men-

ſchen bloßgegeben, ſie kommen auch aus ihren Schlupfwinkeln heraus, umtreiſen die Dörfer und beſchleichen ihre Beute. In gräßlichem Sprunge ſtürzen ſie auf das unglückliche Opfer, ſie ſchlagen es nieder, zerleiſchen es mit den gewaltigen Zähnen und ſättigen ſich in ſeinem Blute. So verſchwinden alljährlich Tauſende, und zur Zeit iſt es noch nicht gelungen, ſelbſt nicht in dem Bereich der engliſchen und holländiſchen Beſitzungen, dieſe Raubthiere erheblich zu vermindern, trotz der großen Jagden, welche auf ſie angeſtellt werden, und wobei wieder der Elephant eine ſo bedeutende Rolle ſpielt.

„Wir, Major Fitzwilliams und ich,“ erzählt der engliſche Capitän Lamb, „waren im Auftrag der oſtindiſchen Compagnie einer Geſandtschaft an den Gouverneur von Batavia beigegeben, welche den Zweck hatte, einige Differenzen zu ſchlichten, die durch die Kommandirenden zweier Handelsſchiffe unter engliſcher und holländiſcher Flagge herbeigeführt worden waren, und zugleich einige Beſtimmungen, um ähnlichen Wiederholungen vorzubeugen, feztzuſetzen. Unſere Aufnahme war die freundlichſte, doch zogen ſich die Unterhandlungen etwas in die Länge.“

„Unterdeſſen war der Gouverneur bemüht, uns den Aufenthalt auf Java ſo angenehm als möglich zu machen. Das ſonſt ungeſunde Klima, das in der Regel nachtheilig auf die neuen Ankömmlinge einwirkt, hatte auf uns glücklicherweiſe keinen Einfluß, und wir folgten gern der Einladung unſeres Wirthes, ihn auf ſeinem Landhauſe zu beſuchen, wo er uns zu Ehren ein Feſt veranſtaltet hatte.“

„Das Landhaus, in holländiſchem Styl gebaut, war mit aſiatiſcher Ueppigkeit ausſtattet. Ungefähr drei Stunden von der Hauptſtadt, nicht weit von der Meeresküſte entfernt, führte der Weg, eine mit den herrlichſten Bäumen beſetzte Allee, durch die mit fruchtbaren Reiſfeldern bebauete Gegend, welche von dichten Wäldern begränzt war. Wir zogen es vor, begleitet von unſeren Dienern, auf zwei trefflichen arabiſchen Roſſen, welche uns der Gouverneur zur Verfügung geſtellt hatte, nach der Beſitzung zu reiten, als uns, nach der Sitte des Landes, in Palankinen ſchaukelnd dahin tragen zu laſſen.“

„Das Feſt beſtand in einem großen Ball, koſtbaren Abendeffen und einer Illumination, die ſich bei den vielen Kanälen und Waſſerbehältern, welche ſich

in der Nachbarschaft des Landhauses befanden, sehr schön ausnahm. Nicht nur die Familien der bei der holländischen Regierung angestellten höheren Beamten waren anwesend, es befanden sich unter den Eingeladenen auch mehrere junge eingeborene Fürsten aus dem Innern des Landes (denn die Holländer besitzen nur die Küstestriche), welche, der Kultur keineswegs abhold, sich so viel davon angeeignet hatten, um sich mit Leichtigkeit auch in europäischen Zirkeln bewegen zu können."

"Den andern Tag nahmen wir von den Einrichtungen der großen Oekonomiegebäude jener Bestzung Einsicht. Holländische Reinlichkeit und großer Reichtum bei der Fülle der Produkte des Landes, welche hier zu finden sind, sprachen sich dort überall aus. Eben besichtigten wir den großen Raum, der den gezähmten Elephanten angewiesen war, als ein Weib auf den Aufseher, welcher uns herumführte, zustürzte, seine Kniee umfasste und ihn verzweiflungsvoll in der uns unverständlichen Landessprache anflehte."

"Ein Tiger, der die Niederlassung schon seit mehreren Wochen unsicher machte, denn mehrere Stücke Hornvieh waren ihm bereits zum Opfer geworden, hatte eines ihrer beiden Kinder, welche harmlos am Flusse, der nicht weit von ihrer Hütte entfernt war, spielten, überfallen, zerfleischt und fortgeschleppt, das andere hatte sich nur mit Mühe retten können und der Mutter die Unglücksnachricht gebracht."

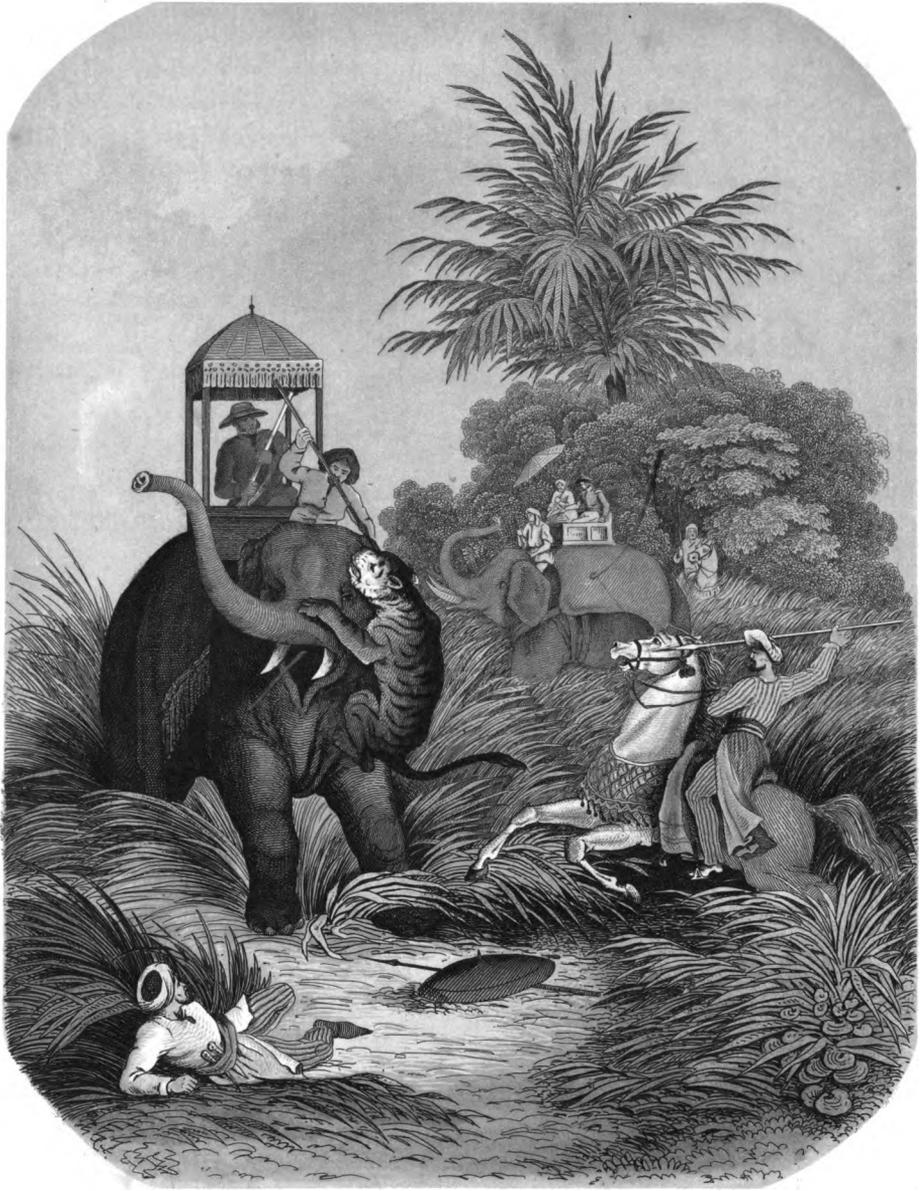
"So selten sich die reisenden Thiere bis in diese Gegend begaben, so war die Veranlassung zur Treibjagd auf diesen Räuber jetzt vorhanden, die auch sogleich ins Werk gesetzt werden sollte. Daß wir beiden, der Major und ich, bei dieser Parthie nicht fehlen durften, versteht sich von selbst, so wenig als die javanischen Rajah's, welche, so verwehlicht sie sonst sind, bei diesen Kämpfen eine Kühnheit, Ausdauer, Muth und Gewandtheit zeigen, die allen Gefahren eines solchen Unternehmens spotten."

"In wenigen Stunden war eine große Anzahl Treiber aufgeboden, welche das Wild aufscheuchen sollten; die für die Jagd am tauglichsten gefundenen Elephanten wurden ausgesucht und ihnen die thurmartigen Balldachine aufgeschirrt, in denen wir und mehrere der Gesellschaft Platz nehmen sollten. Andere, namentlich die Eingeborenen, beschloßen, die Jagd zu Pferde mitzumachen, und zogen dem Feuergewehr, mit welchem die Kustkammer des Gouverneurs reichlich versehen war, die inländischen Waffen, Lanze, Bogen und Pfeil, welche sie vor-

trefflich zu handhaben wissen, vor. Kühne Schifari's (Jäger), welche im Aufstöbern der Raubthiere besondere Geschicklichkeit haben, vertheilten die Mannschaft und ordneten das sonst Nöthige. Nach einem tüchtigen Mittagmahle, bei welchem der feurige Constantia-Wein nicht gespart wurde, setzte sich der Zug in Bewegung, durch die Gärten nach dem Flusse zu der Stelle, wo der Tiger sich seine Beute geholt hatte."

"Hier wurde Halt gemacht, sorgfältig die Spur des Raubthiers aufgesucht und gefunden; sie führte nicht nach dem Walde, sondern demselben entgegengesetzt in die auf weiter Fläche ausgebreiteten Reisfelder, welche, kurz vor der Ernte, in reicher Fülle prangten. Nach dieser Seite drangen nun, die Schifari's an der Spitze, die Treiber in die Felder ein; unbekümmert, ob die Frucht der Mühen eines ganzen Jahrs unter den Füßen unserer Thiere vernichtet wurde, folgten wir nach. Manches Wild wurde aufgeschreckt, das hier seinen Versteck hatte, große Affen suchten ihr Heil in der Flucht oder suchten sich auf hohe, einzeln in den Feldern stehende Bäume zu retten, von wo aus sie uns in possierlicher Stellung, als wie zum Widerstande, die Zähne entgegenstreckten. Die Fährte des gefürchteten Tigers wurde immer unsicherer, da sich viele Gänge in den Feldern kreuzten — da ertönte auf einmal der eigenthümliche Schrei eines der Verfolger als Signal — ein Lager des Raubthiers, das es erst vor Kurzem verlassen haben mußte, denn die Ueberreste eines frisch verzehrten Mahles, blutige Körpertheile und Knochen, lagen umher, war aufgefunden worden. Das aber waren keine menschlichen Gebeine, von dem fortgeschleppten Rinde keine Spur! Die Vermuthung ward zur Gewißheit, nicht eine, sondern mehrere dieser Bestien mußten sich hier verhalten; wir waren an das Versteck eines zweiten Tigers gekommen."

"Unser Cornaf, der Führer des Elephanten, der ihm auf dem kurzen Nacken saß, brauchte seinen Stachel, die eiserne Spitze, mit welcher er das Thier lenkte, fast gar nicht; er ließ es sich selbst seinen Lauf wählen. Von Zeit zu Zeit hob der Elephant seinen Rüssel und sog mit lautem Schnarchen die Luft ein, als wollte er durch den Geruch den Aufenthalt des Feindes erforschen; er ging vorsichtig und unschlüssig weiter, blieb stehen und trabte dann nach einer entgegengesetzten Seite, als habe er sich geirrt, wieder zurück, bis er eine neue Richtung einschlug. Endlich bemerkten wir eine gewisse Unruhe an ihm. Der Rüssel war in steter Bewegung nach oben, sein Gang vorsichtiger; auch die Pferde, deren Reiter uns umschwärmten, sträubten die Mähnen, alle Anzeichen waren vorhan-



den, ein Tiger war in der Nähe. Der Kreis der Treiber schloß sich enger, mit höchster Spannung erwarteten wir, die Doppelbüchse zum Schuß bereit, den kritischen Augenblick. Da hörten wir plötzlich einen entsetzlichen menschlichen Schrei, der uns durch Mark und Bein drang, er kam von einem Jäger, der unter den Krallen des Tigers zusammenstürzte — ein heiseres Brüllen, gleich darauf mehrere Schüsse, ein Rascheln im Feld, wir sahen den grimmen Kopf des gehezten Feindes, dessen Leib sich auf eiliger Flucht durch die dichten Halme wand, zugleich aber einige Schritte vor uns, aus der Pflanzung hervorliegend, einen zweiten Tiger, uns in dem weit aufgerissenen Rachen das fürchterliche Gebiß zeigend, mit blutdürstig hervorgequollenen Augen, zum Sprunge gegen seine Angreifer gerichtet. — Selbst der Elefant stuzte, trat einige Schritte zurück, erhob unter schrecklichem Blasen, das einem Trompetenstoße glich, den Rüssel zum Schläge und streckte den Kopf vor, um mit den Zähnen den Angriff zu pariren. Ich glaubte jetzt den Zeitpunkt gekommen, feuerte einen meiner Läufe auf das Thier ab und wollte in allzu großer Hitze meinen Platz auf dem Elephanten verlassen, um den Tiger, der im Felde verschwunden war, zu verfolgen. „Noch nicht!“ schrie mir der Cornak zu, der seine ganze Aufmerksamkeit auf die Leitung seines Thieres gegen den Tiger gewendet hatte, und trieb den Elephanten vorwärts. Von allen Seiten kamen jetzt die Reiter herbei, ihre Lanzen schwingend, die Treiber machten einen fürchterlichen Lärm mit Becken und anderen schallenden Instrumenten, ein zweiter Elefant, welcher die Holländer trug, kam auf die gefährliche Stätte zum Sulkurs. — Da fuhr in entsetzlichem Sprunge der Tiger aus seinem Versteck heraus und auf unsern Elephanten los, mit der einen gewaltigen Tazze schlug er sich in die Seite desselben ein, während er mit der andern und den Zähnen den Rüssel zu packen suchte. Sein Ziel war das Auge seines mächtigen Feindes gewesen, glücklicher Weise hatte ihm die Wendung des Kopfes unseres Kolosses dies vereitelt. Da fuhr dem Angreifer ein Speer in die Seite, der von einem unserer Indier geschickt geworfen wurde, zu gleicher Zeit aber hörten wir ein fürchterliches Krachen; der Rüssel des Elephanten hatte mit gewaltigem Schläge den Tiger getroffen und diesen hoch in die Luft geschleudert. Unter den Füßen des Elephanten zu einer unkenntlichen Masse zerstampft, fanden wir ihn in einer Blutlache.“

„Die eben geschilderte Scene war das Werk weniger Minuten; die Blutarbeit aber noch nicht zu Ende. Unsere Treiber waren eifrigst mit der Versol-

gung des andern Tigers beschäftigt, der, immer mehr eingeschlossen, einem Gemäuer zugetrieben wurde, welches am Ende des Feldes lag und als Ruine einer Pagode sich zeigte. Ein pallisadenartiger Zaun von doppelter Manneshöhe Friedigte von dort an eine andere Besizung ein, wahrscheinlich als Schutz gegen räuberische Einfälle. Ihn zu überspringen, war unmöglich."

"Das gehezte Thier hatte Furcht; hier und da sah man seinen gestreiften Rücken im wogenden Meere des Reisfeldes auftauchen, wohlgezielte Schüsse folgten ihm, wo man seiner ansichtig wurde. Der Tiger mußte verwundet sein, das bewiesen Blutspuren, die sich an den niedergetretenen Halmern und Blättern fanden. Wir eilten nach, doch nicht schnell genug; die Schützen, so wie die Reiter, hatten uns den Vorsprung abgewonnen. Da fuhr das Raubthier aus dem Felde heraus und auf die Pallisaden los; vergebens versuchte es diese zu überspringen, es fiel wieder herab, und als es seine Verfolger kommen sah, kauerte es sich an die Wand und schien mit gekrümmtem Rücken, mit dem Schwanz die Erde peitschend, nach Katzenart lauernd, den Angriff zu erwarten, der ihm im nächsten Augenblicke drohte. Mehrere Streifschüsse hatten den Tiger verwundet; er streckte die blutende Laze wie zum Fange aus. Jetzt war er jagdgerecht; mehrere Schüsse knallten, ein Pfeil flog ihm ins Auge. Ein fürchterliches, kurzes Geheul, noch ein vergeblicher Versuch zum Aufspringen — im Todeskampfe zuckend lag das gefällte Thier leblos am Boden."

"Die Jagd war zu Ende; das Fell des erlegten Raubthiers wurde als Trophäe mitgeführt. Noch vor Sonnenuntergang kehrte der Zug zum Landhause des Gouverneurs zurück, der uns zu dem Erfolg der Jagd Glück wünschte. Leider war ein Menschenopfer bei derselben zu beklagen; der Jäger, welcher sich unvorsichtig dem Anfälle des wüthenden Thiers preisgegeben hatte, erlag nach wenigen Tagen seinen Wunden. Der reiche Ertrag einer unter uns veranstalteten Kollekte sorgte für seine Angehörigen."

Der bengalische Löwe giebt dem Wüsten-Löwen in den Sandsteppen Afrika's an Größe etwas nach, doch weniger mordlustig als der Tiger, geht er nur auf den Menschen, wenn ihn der Hunger plagt. Sonst weicht er dem Kampfe aus; gereizt aber geht er tollkühn auf den Angreifer los und läßt sich, selbst wenn die Gegner ihm überlegen sind, nicht schrecken. Er dringt in die Büffelheerden, fürchtet ihre gewaltigen Hörner nicht und schleift sein Opfer fort; aber dem star-

ren Blick des Menschen weicht er aus, ein Fluchtversuch, ja nur ein unentschlossenes Zurückziehen wäre das Todesurtheil für den Unglücklichen, der waffenlos von dem Löwen gestellt wird.

Es giebt mehrere Spielarten der hindostanischen Löwen, darunter der mähenlose von Guzurate, welcher sich in den Waldebeneu der Flüsse Sombermutih und Bharbar befindet. Das erste lebende Exemplar davon wurde im Jahre 1834 nach England gebracht. Er kommt in jenen Gegenden in großer Anzahl vor, und wenn er aus den Dschungeln dieses Gebiets herausstürzt, so richtet er unter den Heerden unbeschreibliche Verwüstungen an.

Die Panther meiden aus Instinkt den Menschen und fallen ihn nur im äußersten Nothfalle an. Sie leben mehr in den Wäldern, ersteigen mit großer Leichtigkeit starke Bäume und lauern von hier aus auf ihren Raub. Sie werden zum Theil in Gruben und ihnen gelegten Fallen gefangen oder erliegen den Jägern, wenn sie ihnen vor den Schuß kommen. Eine Gattung Leoparden läßt sich sogar zur Jagd abrichten. Die indischen Fürsten nehmen sie auf ihren prunkvollen Zügen mit, entweder werden sie an Leinen geführt oder sie begleiten die Fürsten, auf den Elephanten sitzend, mit über die Augen gezogener Kappe, die ihnen abgenommen wird, wenn sie auf einen Hirsch oder eine Antilope sich stürzen sollen. In großen Sprüngen verfolgen sie dann das Opfer, packen es im Nacken und würgen es, bis der Jäger hinzukommt, um es zu tödten. Besonderer Muth und Geschicklichkeit von Seite desselben gehört dazu, dem Leoparden dann wieder die Kappe anzulegen, wenn er Blut geleckt hat.

Im Gefolge der großen Raubthiere finden wir in Indien die Hyäne, den Schakal, den wilden Hund, welche von den Ueberbleibseln zehren, welche jene zurüchlassen. Ihnen sind auch die kleineren Thiere verfallen.

Bei der tropischen Thierwelt der Wälder Asiens gedenken wir auch der zahlreichen Affengattungen, welche, wie die Papageien, die natürlichen Begleiter der Palmen sind. Diese Bäume, welche jenen Ländern einen so schönen Schmuck gewähren, geben in ihren Blätterkronen diesen Geschöpfen Obdach und in ihren Früchten Nahrung, ungestört nehmen sie ihren Platz neben den buntgefiederten Vögeln des Himmels, den plappernden Papageien, dem Tukan und andern ihres Gleichen. Wo sie aber in der Nähe der Kultur hausen, stellen sie sich oft in zahl-

losen Schaaren als unwillkommene Gäste in den Rohr- und Maisfeldern ein, und holen aus den Gärten das schönste Obst. Dieß gilt namentlich von dem Schlank-Affen, dem Hulman und dem Entellus-Affen, vor welchem letzterem die Verehrer Brahma's eine solche abergläubische Furcht haben, daß sie ihm nichts zu Leide zu thun wagen. Diese Straßlosigkeit macht aber die Thiere so kühn, daß sie heerdenweise aus den Wäldern kommen und Besitz von der Frucht des Landmanns nehmen, als sei dieselbe nur für sie da. — Außer ihnen bemerken wir den größten seiner Gattung, den Drang-Utang, welcher, aufrecht stehend, bis zu 3 Fuß hoch wird, und durch seine ungeheure Körperstärke und Gewandtheit jedem Angreifer gefährlich wird; den etwas kleineren Gibbon, der bei seinem Schwingen von einem Baum zum andern sich oft über 40 Fuß weite Zwischenräume schleudert; den Siamang, den langarmigen Affen, den Bart-Affen und andere, welche in dem Innern des Festlandes sowohl, als auf den Inseln in großer Zahl vorkommen.

Der Dschungel-Dachs, der Gaur, der Gayal, sämmtlich aus dem Büffelgeschlechte, durchziehen in kleinen Herden von 10 bis 20 Stück, selten in größeren, im wilden Zustande das weite Land. Trockene, wasserarme Gegenden vermeiden sie; gewöhnlich halten sie sich im Schlamme auf; verpestete Sumpfluft ist ihnen die liebste. In der kühlen Jahreszeit suchen sie Schutz in den von keinem Winde getroffenen Schluchten. Die Nahrung suchen sie aus dem Pflanzenreiche; junge Blätter und Schößlinge ziehen sie dem Grafe vor. Ihre Jagd ist die gefährlichste von allen; gereizt nehmen sie es selbst mit dem Tiger und dem Löwen auf, sie vertheidigen sich, wenn sie sich angegriffen sehen, aufs wüthendste, ja sie greifen selbst an, und viele unvorsichtige Verfolger wurden ihnen zum Opfer.

Wenn der Löwe oder der Tiger den Büffel angreift, so springt er ihm immer nach dem Maule oder dem Nacken und sucht ihn zu ersticken, indem er ihn mit seinen Klauen fest umklammert hält. Gelingt es ihm nicht, seiner Meister zu werden, so trägt der Büffel doch wenigstens sehr schwere Wunden davon, welche zwar heilen, aber meistens tiefe Narben zurücklassen, wie man bei erlegten Thieren häufig gefunden hat. Bleibt aber der Büffel Sieger, so kehrt er zu dem Opfer seiner Wuth mehrmals zurück und ruht nicht eher, als bis er dasselbe mit seinen Hufen zerstampft und mit den Zähnen und Hörnern zerfleischt hat, wobei er, namentlich bei getödteten Menschen, die Haut an den nackten Stellen mit seiner rauhen Zunge wund leckt.

Neben ihrer Stärke und der Gewalt ihrer mächtigen Hörner besitzen die Büffel eine außerordentliche Schnelligkeit; sie ereilen nicht selten das Pferd in seinem Laufe mit der erstaunlichsten Geschwindigkeit, welche man den plumpen Thieren nicht zutrauen sollte. Die Jäger müssen daher gut beritten, so wie geübte Schützen und behende sein. Da die Büffel meistens erst nach mehreren Schüssen tödtlich verwundet werden, weil die Kugeln die dicke Haut nicht durchdringen, so stellen sie sich in diesem Falle dem Jäger wüthend entgegen. Oft scheint es, als ob sie fliehend zu entkommen versuchten, sie wenden sich aber plötzlich um, brechen mit gesenkter Stirne durch das dichteste Unterholz, stürzen sich auf selbst gebahnten Pfaden auf ihre Verfolger, die nun selbst Verfolgte werden und unrettbar verloren sind, wenn sie die nöthige Vorsicht aus den Augen gelassen haben. Können die Jäger bergan eine Anhöhe erreichen, so entkommen sie dem Büffel noch am ersten, erreicht er sie aber auf ebenem Boden, so bleibt ihnen kein anderer Ausweg zu ihrer Rettung, als vom Pferde zu springen und ihm dieses preiszugeben; während der Büffel an dem Pferde zuerst seine Rache sättigt, muß der Jäger versuchen, sich auf den nächsten Baum zu retten oder sonst einen Schutz zu finden, der ihn vor den Angriffen des wüthenden Thiers sichert. Deshalb wird auch die Büffeljagd selten von Einzelnen unternommen, sondern es vereinigen sich ganze Gesellschaften, um diese Thiere, welche ihre Lager nicht selten den Hinterhalten reißender Thiere abzugewinnen wissen, zu vereinzeln und zu erlegen.

Die Büffel erreichen eine Höhe bis zu 8 Fuß, und eine Länge, von der Nase bis zum Schwanz, über 10 Fuß; ihr furchtbar wildes Aussehen, der stämmige, gedrungene Gliederbau, die ungeheuern, nach auswärts gekrümmten Hörner über der breiten Stirne, die stieren, glänzenden Augen, die breite Schnauze, am Halse die hängende Kehlwamme — alles dieß läßt in ihnen das Abbild der sich roher Kraft bewußten Brutalität erkennen. Sie sind vortreffliche Schwimmer, stürzen sich in die breitesten Flüsse und lassen sich von den Wellen ans gegenseitige Ufer tragen.

Obgleich zähmbar und zum Fortschaffen schwerer Lasten, zum Pflügen u. s. w. verwendet, wobei sie an Kraft die Pferde weit übertreffen, denn sie leisten beim Ziehen mehr als das Doppelte, so ist ihnen doch niemals recht zu trauen, und oft bricht ihre angeborene Wildheit in einem Augenblicke hervor, wo ihre Herren es sich am wenigsten vermuthen und ihren Angriffen, durchbohrt und zerstampft, verfallen.

Das Büffelfleisch ist zähe und geschmacklos; dagegen die Haut und die Hörner sehr geschätzt.

Das Dschaggatai, das wilde Pferd Asiens, durchzieht an der nördlichen Grenze Indiens in zahlreichen flüchtigen Herden die Hochwüsten. Ein Hengst geht immer der Herde voraus; wittert er in der Ferne etwas Ungewöhnliches, so sprengt er vor und sucht sich dem befremdenden Gegenstande in weiten Kreisen zu nähern; merkt er Gefahr, so eilt er schnell zurück und treibt die übrigen zur schleunigsten Flucht. Ihre Zähmung ist schwer.

Unter seinen Gottheiten aber hat der Hindu, wie die alten Aegypter, einer Stiergattung einen Platz angewiesen, deshalb können wir ihn in diesem Bilde asiatischen Thierlebens nicht entbehren, obgleich er nicht zu den wilden Thieren gehört. Es ist der Zebu oder Buckelochs. Seine Größe ist sehr verschieden, von der eines europäischen Stiers bis zu der eines großen Hundes. Er kommt gehört und ungehört vor. Das eigenthümliche Unterscheidungszeichen ist ein Fettauswuchs zwischen den Schultern, bis zu 50 Pfund schwer. Diese Thiere werden in denjenigen Gegenden, wo man sie nicht für heilig hält, zum Lastziehen und zum Feldbau, sogar zum Reiten benützt; in Hindostan aber schweift der Brahminen- oder heilige Stier nach Willkür durch das Land, und das ganze Volk hält es für ein verdienstliches Werk, ihn zu füttern und zu pflegen. Es wäre gegen Gesetz und Sitte, ihn zu schlagen, wenn er ein Saatsfeld oder sonstige Pflanzungen abweidet. So nimmt der Zebu, gleichsam als Urstier und Vertreter seiner zahmen Gattungsverwandten, den Dank der Menschheit für die seit Jahrtausenden ihr geleisteten Dienste entgegen.

Als letztes Thierbild Ostindiens aber sei die giftige Brillenschlange erwähnt, in ihrem Farbenglanze doch ein Gegenstand des Schreckens. Sie ist mit ihrer gleißenden Außenseite und dem tödtlichen Bisse schon in den heiligen Schriften des alten Testaments das Sinnbild des Truges und der Heimtücke, und hat noch jetzt als böser Dämon in dem Paradiesgarten Indiens ihre Wohnung, wie die geflügelte Eidechse, das Urbild des Basilisken und Drachen der Fabel.